

Kinderliteratur im Gespräch

Auszüge aus dem Gespräch mit
Nasrin Siege (20. Oktober 1999)

Die Veranstaltungsreihe „Kinderliteratur im Gespräch“ wird vom Lesezentrum der Pädagogischen Hochschule Heidelberg mit finanzieller Unterstützung der Stiftung für Bildung und Behindertenförderung e.V. (Stuttgart) geplant und durchgeführt. Sie wurde ins Leben gerufen mit der Intention, einen nicht rein akademischen Zugang zu Fragen der Theorie und Geschichte der Kinder- und Jugendliteratur zu finden, nämlich durch das Gespräch mit bekannten und wichtigen Autorinnen und Autoren und die unmittelbare Begegnung mit ihren Texten.

Zur mittlerweile achten Veranstaltung in dieser Reihe war Nasrin Siege eingeladen. Die deutsch-iranische Kinderbuchautorin schreibt über Kinder in Afrika und über das Fremdsein in Deutschland. Als Neunjährige ist sie Ende der 50er Jahre mit ihrer Familie aus dem Iran nach Deutschland gekommen, heute lebt sie mit ihrem Mann und ihren Kindern in Tansania. Doch nicht nur ihre Erfahrungen als Grenzgängerin zwischen den Kulturen und Sprachen verarbeitet sie in ihren Kinderbüchern, sie setzt sich auch mit der Schranke zwischen Arm und Reich auseinander: Ihr Engagement für die Straßenkinder in Dar es Salaam bestimmt ihr gegenwärtiges Leben und Schreiben. Für die Lesung wählte sie daher Auszüge aus ihrem jüngsten Roman „Juma. Ein Straßenkind aus Tansania“.

Das Gespräch mit Nasrin Siege führten Bernhard Rank und Tatjana Jesch.

1. Anfänge des Schreibens und biografischer Hintergrund

Wir möchten zunächst gerne wissen, wann Sie Ihre ersten Texte geschrieben haben und wie es dazu kam, dass Sie diese Texte dann auch veröffentlichten?

Die ersten Texte habe ich als Schülerin geschrieben. Einmal habe ich ein Märchen geschrieben und meine Zuhörer waren meine Geschwister und die Klassenkameraden meiner Schwester. Später, als ich ein bisschen älter war, aber noch Schülerin, da habe ich Texte weggeschickt und die ersten Texte erschienen dann tatsächlich – da war ich selber sehr erstaunt – im Flensburger Tageblatt. Das waren Gedichte. Ich blieb lange Zeit bei Märchen und Gedichten. Ich habe also lange Zeit immer nur kurze Sachen geschrieben. Die Idee, meine Texte an einen Verlag zu schicken, kam auf, als ich das erste Mal – als erwachsene Frau – nach Tansania ging. Ich schickte einige Texte an Hans-Joachim Gelberg vom Verlag Beltz u. Gelberg und er antwortete mir. Er fand gut, was ich geschrieben hatte und machte mir Mut weiterzumachen. Später veröffentlichte er in einem seiner Jahrbücher die ersten kleinen Gedichte von mir, schickte mir zur Anregung Bücher nach Tansania und meinte, ich solle doch versuchen auch mal ein Buch zu schreiben. Ich habe mir das damals gar nicht richtig vorstellen können, dass ich tatsächlich etwas Längeres schreiben könnte. Doch während unseres zweiten Afrika-Aufenthalts – diesmal in Sambia –, durch den Kontakt mit den Freundinnen meiner Tochter Lena, entstand dann das erste Kinderbuch mit dem Titel: „Sombo, das Mädchen vom Fluss“. Diese Geschichte entstand im Grunde aus sich selbst heraus. Ich wollte das Leben eines Mädchens aus einem Dorf in der Nähe des Kabompo-Flusses – an dem auch ich mit meiner Familie lebte – beschreiben. Immer, wenn ich ein Kapitel fertig geschrieben hatte, übersetzte ich es und las es Lenas Freundinnen vor und sie gaben mir ihre Kommentare, Meinungen und Ideen. Durch diesen engen Kontakt mit den sambischen Mädchen entstand ein Kapitel nach dem anderen und wider mein Erwarten hatte ich ein Kinderbuch geschrieben. Und seitdem bin ich eigentlich dabei geblieben und habe weitere Bücher geschrieben.

Warum der Beginn mit Märchen?

Warum der Beginn mit Märchen! Ich habe etwa mit 12 Jahren begonnen Märchen zu schreiben, vielleicht einfach, weil die ersten Geschichten, die ich als kleines Kind gehört habe, Märchen waren. Später in Deutschland habe ich dann auch Märchen gelesen, ich habe aber auch Kinderbücher gelesen.

„Das rote U“?

Ja, das „rote U“. Ja, und „Trotzkopf“ und diese ganzen Schneider-Mädchenbücher. Das war auch deshalb sehr wichtig für mich, weil ich durch diese Bücher sehr viel von der deutschen Familienwelt erfahren habe, die mir ja damals noch sehr fremd war.

Aus „Trotzkopf“ ist darüber aber nicht viel zu erfahren.

Vielleicht nicht, aber trotzdem lernte ich auch hier eine andere Welt kennen und diese andere Welt interessierte mich. Die Märchen wiederum waren mir im Grunde sehr vertraut. Vielleicht ist das der Grund gewesen, warum ich mit dem Schreiben von Märchen angefangen habe.

Sie haben erwähnt, dass Sie Märchen in der Kindheit kennen gelernt haben, es waren aber nicht die deutschen Märchen. Wenn Sie uns den biografischen Hintergrund dazu erzählen könnten: In welchem Land sind Sie aufgewachsen, wann kamen Sie nach Deutschland und wie kam es dann dazu, dass Sie seit 1983 mit ganz wenigen Unterbrechungen in Afrika leben?

Ich habe bis zu meinem neunten Lebensjahr im Iran gelebt, ich bin gebürtige Iranerin. Meine Eltern zogen 1959 mit uns Kindern – drei Mädchen und einem Jungen von einem Jahr – nach Deutschland, und zwar nach Hamburg. Ich bin in Hamburg und Flensburg zur Schule gegangen und habe in Kiel Psychologie studiert. Als ich fünfzehn Jahre alt war, zogen meine Eltern mit uns nach Flensburg um. Ich habe meinen Mann in Flensburg kennen gelernt und wir haben beide den Traum gehabt ins Ausland zu gehen. Nun war Deutschland ja für mich im Grunde auch Ausland. Da ich aber in Deutschland groß geworden war, vergaß ich das manchmal, denn Deutschland war für mich auch ein wenig Heimat geworden. Und trotzdem fühlte ich und wurde immer wieder daran erinnert, dass Deutschland nicht meine Heimat war. Und deshalb wollte ich woanders hin. Vielleicht um Abstand zu gewinnen zu Deutschland und zum Iran und auch um etwas ganz Neues kennen zu lernen. Mein Mann und ich haben uns diesen Traum verwirklichen können. Ich habe im Raum Frankfurt als Psychotherapeutin gearbeitet, und als unsere Tochter auf die Welt kam und 14 Monate alt war, sind wir gemeinsam das erste Mal nach Tansania gefahren. Mein Mann ist Entwicklungshelfer, er arbeitet bei der GTZ. Das war damals für mich das erste Mal nach 24 Jahren Deutschland, dass ich wieder – für längere Zeit – ins Ausland kam, und zwar nach Afrika. Und Afrika ist ja nun eine völlig andere Welt. Trotzdem kam dort sehr viel Vertrautes auf mich zu, das ich längst verschüttet geglaubt hatte, nämlich Gerüche und Geräusche, die Atmosphäre, die in meinen ersten neun Jahren im Iran verankert waren. Ich erinnere mich noch, wie ich nach 24 Jahren das erste Mal wieder den Muezzin gehört habe, den islamischen Prediger. Dadurch wurde etwas in mir ausgelöst, das ich eigentlich gar nicht beschreiben kann. Ich weiß von meinen Freunden, dass der Ruf des Muezzin für deutsche Ohren sehr fremd und nicht besonders angenehm klingt. Aber für mich ist das ein Stück Kindheit und er löste in mir Erinnerungen an meine ersten Lebensjahre im Iran aus. Und dann die Menschen dort und ihre Art, wie sie auf mich zukamen! Ganz anders als in Deutschland, wo ich die längste Zeit meines Lebens verbracht hatte; die alltägliche Erfahrung, hier weniger Ausländerin zu sein als in Deutschland. Es war einfach erholsam, auf der Straße nicht mehr so aufzufallen wie in Deutschland. Es war erholsam, nicht immer wieder erklären zu müssen, wie, warum und wann ich nach Deutschland gekommen war und wieso ich so gut deutsch sprach. Ich war ja auch nicht in Deutschland. Aber die Tansanier stellten mir keine entsprechenden Fragen bezüglich meines Aufenthaltes in Tansania. Selbst wenn ich in Tansania auffiel, hinderten Takt und Toleranz der Tansanier sie daran, mich ‚auszuforschen‘. In Tansania leben viele Moslems. Der Islam ist hier im Leben der Menschen verankert. Er ist nicht so streng wie beispielsweise im Iran, denn er hat sich an die afrikanischen Kulturen angepasst, er ist afrikanisiert. Und ich setzte mich bewusst und neu mit meinen muslimischen Wurzeln auseinander. Interessant war für mich auch der kulturelle Einfluss der Deutschen aus der Zeit, in der Tansania eine deutsche Kolonie gewesen war. Ich begegnete alten Männern, die mir von der damaligen Zeit in deutscher Sprache erzählten und mir deutsche Lieder vorsangen, die sie als Kinder in der Schule gelernt hatten. Man stößt in manchen Städten auch heute noch auf Relikte aus der deutschen Kolonialzeit: Alte deutsche

Friedhöfe, alte Gebäude, die deutsche Turmuhr in Tanga, die Brezel über der Tür einer deutschen Bäckerei in der Altstadt in Tanga, deutsche Worte in der Landessprache Kisuheli und vieles mehr. Diese kulturelle Mischung in meiner neuen Umwelt nahm mich völlig gefangen. Damals habe ich das erste Mal erkannt, dass ich das alles in mir trage: Deutschland und Iran, Orient, Islam, Christentum. Und in Afrika konnte ich mich mit diesen Anteilen in mir neu be-fassen und mit ihnen auf eine neue, freie Art leben. Ja, wie kamen wir darauf?

Es ging um Ihren biografischen Hintergrund. Kehren wir noch einmal zurück zu Ihrer ersten Zeit in Deutsch-land. Menschen aus anderen Ländern trafen ja im Deutschland der 60er Jahre eine ganz andere Situation an als heute. Können Sie dazu vielleicht noch etwas sagen?

Als wir nach Deutschland kamen, gab es dort noch nicht viele ausländische Familien. Ich ha-be das in dem Buch „Shirin“ beschrieben. Für uns Kinder war es komisch, plötzlich festzu-stellen, dass wir anders waren als die anderen. Die anderen sahen auch alle anders aus als wir. Die Leute blieben auf der Straße stehen, drehten sich um und beobachteten uns. Wir waren drei kleine Mädchen und das gab dann auch Reaktionen wie: „Ach, wie süß!“. Ich lernte diese Worte: „Ach, wie süß“ auch ganz schnell, aber gleichzeitig spürte nicht nur ich, sondern auch meine Schwestern, dass da etwas war, was wir nicht fassen konnten und womit wir nicht um-gehen konnten. Es gab natürlich auch andere Reaktionen. Ich denke, Deutschland war damals noch nicht offen – weil einfach die Erfahrung mit dem Fremden fehlte. Später kamen ja dann auch mehr ausländische Familien und es kamen die Pizzerias und die Eisbuden und es kamen die sogenannten Gastarbeiterfamilien, mit allen Problemen, und Deutschland musste sich da-mit auseinandersetzen. Wir gehörten zu den ersten, die aus dem Ausland hierher kamen, und wir waren plötzlich mit Vorurteilen konfrontiert, mit denen wir uns auseinandersetzen muss-ten. Das war nicht immer einfach. Ich war das einzige ausländische Kind in der Schule. Und ich war das einzige dunkelhäutige Kind in der Schule. Ich fiel immer auf. Wenn wir Kinder irgend etwas angestellt hatten, dann konnte sich jeder an meine Anwesenheit erinnern, an die der anderen nicht. Positiv war vielleicht aber auch, dass ich, gerade weil ich das einzige aus-ländische Kind war, diese deutsche Welt verstehen lernen musste. Ich musste die Sprache ler-nen, ich musste die Menschen und die Regeln so gut kennen lernen, dass ich in dieser Welt auch leben konnte. Ich hatte keine „Fluchtmöglichkeiten“. Eine türkische Jugendliche z.B., die heute hier lebt, kann sich in ihrer eigenen Sprache und in ihrer türkischen Gruppe bewege-n – wenn sie das will. Ich musste die deutsche Sprache so lernen, dass ich neue Freunde und Anerkennung unter den Deutschen finden konnte. Das war positiv und negativ zugleich, es kommt wohl auf den Blickwinkel an. Also ich muss sagen, so im Nachhinein, ich denke, ich bin dadurch eigentlich auch stark geworden.

Das ist ja etwas, was an „Shirin“ und auch an „Sombo“ auffällt, dass es sich um Mädchenfiguren handelt, die im Prozess der Auseinandersetzung ihre Stärke entwickeln. Wir möchten noch nach der Entstehung dieser bei-den Bücher fragen. Gab es Vorstufen, Vorarbeiten zu dem autobiografisch angelegten Buch „Shirin“ schon pa-rallel zu der Entstehung der Bücher über das afrikanische Mädchen Sombo oder hat es sich erst später entwi-ckelt, dass Sie sich schreibend Ihrer eigenen Biografie näherten?

Als ich angefangen habe zu schreiben, habe ich es immer abgelehnt, Nabelschau zu betreiben. Ich wollte mich von vornherein nicht selbst zum Objekt des Buchs machen. Ich wollte meine Leser nicht mit meinen persönlichen Erlebnissen langweilen, sondern mir selbst beweisen, dass ich eine Geschichte schreiben konnte, die mit meiner Geschichte nicht so sehr viel zu tun hatte. Deswegen habe ich nicht mit „Shirin“ zu schreiben begonnen, sondern mit „Sombo“. Trotzdem habe ich mich mit Sombo auch identifiziert. Einmal geht es ja in dem Roman um den Prozess der Frauwerdung, wodurch er offensichtlich nicht nur für Jugendliche, sondern auch für die ältere Generation interessant ist. Ich habe Briefe von Frauen bekommen, von äl-teren Leserinnen, die gesagt haben, es sei ein tolles Buch. Ich habe mich während des Schrei-bens selbst noch mal angeschaut und mich gefragt, wie ich meine Frauwerdung erlebt habe und wie meine Familie dabei mit mir umgegangen ist. Und ich wollte mit dem Buch eine Brücke bilden zwischen Afrika und europäischen Lesern, und das hat eben auch etwas mit mir zu tun. Denn ich bin ja zwischen verschiedenen Kulturen groß geworden und lebe in ihnen. Vielleicht, so denke ich, vielleicht kann ich mit meinen Büchern etwas zum Verständnis zwi-schen Menschen verschiedener Kulturen beitragen.

Sie haben einmal geschrieben: „Ich bin keine iranische Autorin, ich bin keine deutsche Autorin, ich bin keine afrikanische Autorin.“ Warum haben Sie das so pointiert ausgedrückt?

Es ging dabei um die Frage des authentischen Schreibens. Es hat mich immer verletzt, wenn man mir nicht zugestehen wollte, wie im Roman „Sombo“ von einer Afrikanerin zu erzählen, denn das sei nicht authentisch. Ein Buch über eine Afrikanerin könne nur eine Afrikanerin schreiben. Auf der Liste zur Förderung der Literatur aus Lateinamerika, Asien und Afrika fand ich einmal „Sombo“ unter Iran aufgeführt! Würde ich also ein Buch über ein deutsches Kind, eine deutsche Familie schreiben, dann wäre es wohl auch unter Iran aufgeführt! Das hat etwas Verletzendes und Ausschließendes an sich. Ich sehe mich wirklich nicht als eine iranische Autorin, denn ich könnte über den Iran kein Kinderbuch schreiben. Die ersten neun Jahre meines Lebens habe ich dort gelebt und das, woran ich mich erinnere, reicht nicht aus für ein Kinderbuch oder für ein anderes Buch. Wenn ich trotzdem eines schreibe, müsste ich lügen. Aber es würde eher als authentisch akzeptiert als der Roman „Sombo“, der von Afrika und von einem afrikanischen Mädchen handelt. Genau dies ist aber die Welt, die mir seit vielen Jahren am nächsten ist. Denn ich lebe in Afrika. Ich lebe in Dar es Salaam, wo ich in einem Straßenkinderprojekt engagiert bin. Mein ganzes Leben in Tansania, jeder Tag dort ist berührt von dem Alltag der Straßenkinder. So ist mein letztes Buch entstanden: „Juma. Ein Straßenkind aus Tansania“. Es hat lange gedauert, bis es fertig wurde, weil ich immer wieder Dinge verarbeiten musste, die ich auf der Straße mit den Kindern erlebt hatte. Die Frage nach dem Authentischen müsste neu gestellt werden. Es ist zu eng, wenn ein Deutscher nur über Deutschland schreiben darf und ich als Iranerin nur über den Iran. „Shirin“ wird nach diesem Maßstab wahrscheinlich als authentisch angesehen. Ich will aber gar nicht in irgendeine Schublade, ich bin einfach eine Autorin. Ich schreibe auf Deutsch, weil Deutsch meine Sprache ist.

Und wie gehen Sie mit der Festlegung auf die Rolle einer „Kinder- und Jugendbuchautorin“ um?

Das ist nicht so schwierig. Die meisten Bücher, die ich geschrieben habe, sind ja Kinder- und Jugendbücher. Ich habe aber auch „Der Tag des Regensbogens“ geschrieben. Das sind eigene Märchen und Geschichten für Erwachsene. Daher sage ich auch immer, wenn mich jemand fragt, was ich schreibe: „Ich schreibe für Kinder und Jugendliche und auch für Erwachsene“. Ich habe auch die Vorstellung, dass ich eines Tages etwas Größeres für Erwachsene schreiben werde. Im Moment bin ich dafür aber noch zu sehr mit Kindern beschäftigt.

2. Themen und Schreibweise im Werk Nasrin Sieges

Wir möchten gerne noch einmal zurückkehren zu „Sombo, das Mädchen vom Fluss“ und zum Anschlussband „Wie der Fluss in meinem Dorf“. Das sind ja die ersten Bücher, die Sie veröffentlicht haben. Sie haben erzählt, dass Sie die Kindheit im Iran und in Deutschland verbracht haben. Ihre beiden ersten Bücher beschreiben Kindheit und Jugend in Afrika und lassen dabei moderne und traditionelle Bilder von Kindheit erkennbar werden. Worin sehen Sie die Unterschiede zwischen dem modernen, westlich geprägten Bild von Kindheit und dem traditionellen Bild von Kindheit in Afrika? Zusätzlich würde uns noch ein Vergleich mit der Kindheitsvorstellung im Iran interessieren.

Ich denke, hier ist man länger Kind als in Afrika. In Afrika ist man ganz schnell verantwortlich für das jüngere Geschwisterchen, vor allem die Mädchen müssen der Mutter helfen. Jungen haben mehr Möglichkeiten länger Kind zu sein. Aber dann kommt ja auch die Zeit der Initiation. Bei Sombo findet diese nach der ersten Blutung statt. Da hört die Kindheit abrupt auf, denn dann muss sie die Mädchen-Busch-Schule besuchen. Dort wird sie auf ihre Rolle als Frau vorbereitet. Sie lernt tanzen und die Lieder der Frauen singen, sie erhält sexuelle Aufklärung, sie lernt einen Haushalt führen, sie lernt die Regeln des Zusammenlebens mit ihrem zukünftigen Mann und wie sie ihre Kinder ernähren sollte. Sie muss dann auch am letzten Tag eine Prüfung machen. Danach ist sie eine Frau und heiratsfähig. Traditionell wurden die Mädchen verheiratet, wenn sie aus dem „Mukanda“, aus der Busch-Schule herauskamen. Das hat sich verändert. Sombo ist ein Beispiel dafür. Sie setzt durch, dass sie zur Schule gehen kann. Ich habe gesagt, hier ist man länger Kind. Das muss man aber auch ein bisschen vorsichtig betrachten. Kinder hier haben auch wieder andere Belastungen, die sie zu Erwachsenen machen, bevor sie erwachsen sein können. Sie werden mit so vielen Informationen überhäuft, sie erleben und sehen so viele Dinge, die schwer zu ertragen sind, selbst für uns Erwachsene, dass sie eigentlich auch aus ihrer Kindheit herausgerissen werden. Die Kindheit im Iran wiederum ist ähnlich wie in Afrika. Mädchen haben sehr viel früher sehr viel mehr Verantwor-

tung als Jungen. Jungen – daran kann ich mich erinnern – durften alles und Mädchen nichts. Mädchen wurden im Iran sehr strikt und sehr streng gehalten. Das wird mit Sicherheit heute genauso sein, wenn nicht noch strenger. Sie werden sehr früh auf ihre spätere Frauenrolle vorbereitet.

Uns hat in dem „Sombo“-Band die Spannung zwischen dem, was Sombo schon an modernen Vorstellungen mitbekommen hat, und dem traditionellen Ritual interessiert. Sie empfindet zunächst einen gewissen Widerstand gegen diese auch schmerzhaften Initiationsrituale. Dieser Widerstand schlägt aber dann in Zustimmung um. Wie kommt dieser Umschwung zustande? In Ihrem Nachwort ist ja zu lesen, dass die Initiation ein Trauma sei. Wie sind diese gegensätzlichen Wertungen zu vereinbaren?

Als ich „Sombo“ schrieb, lernte ich durch meine Tochter Lena junge Mädchen kennen, die häufig zu uns kamen. Wir saßen auf der Terrasse und unterhielten uns. Die Mädchen waren alle älter als meine Tochter, aber sie kamen gern und hatten manchmal auch ihre kleinen Geschwisterchen dabei. Ich habe ihnen dann die ersten Kapitel von „Sombo“ übersetzt und vorgelesen. Ich habe sie nach ihrer Meinung dazu gefragt, denn sie waren die Vorbilder für mich. Das eine Mädchen wollte unbedingt in die Oberschule, ein anderes Mädchen wollte bei ihrer Mutter bleiben, heiraten und Kinder kriegen. Ein Mädchen kam in das Mukanda, wo ich sie besuchen durfte. Ich war bei manchen Zeremonien dabei, nicht bei allen. Ich durfte auch Fotos und einen Film machen, habe aber bestimmte Sachen nicht aufgenommen. Die Zeremonien waren für die Männer der Luvale geheim und ich musste den Frauen versprechen, dass ich ihnen die Fotos und den Film nicht zeigen würde. So kam es, dass ich oftmals den Zeremonien nur beiwohnte und dabei keine Aufnahmen machte. Irgendwann sagte ich mir, dass das, was ich im Mukanda sah, hörte und erlebte ‚secret and sacred‘ sei und ich vergewisserte mich immer wieder, ob meine Beschreibung der Initiation in dem Buch aus der Sicht der Frauen und des Mädchens erlaubt war. Ich habe mich oft mit diesem Mädchen aus dem Mukanda unterhalten und gefragt: „Wie war’s für dich und was hast du da so erlebt?“ Was Sombo in dem Buch sagt, ist manchmal auch das, was dieses Mädchen gesagt hat. Ich war selbst überrascht, als sie, obwohl sie zunächst von ihrer Angst gesprochen hatte, erklärte: „Ich bin stolz eine Frau zu sein und dazuzugehören. Jetzt behandeln sie mich alle mit Respekt.“ Die Initiation, der Schritt dahin, das ist wohl traumatisch für sie gewesen. Sie hatte wirklich Angst und wusste nicht: Was passiert mit mir? Aber sie hat das durchgestanden, begleitet von ihrer Mutter, von den Frauen, mit viel Gesang und Tanz und sehr viel Unterricht. Als sie all das hinter sich gebracht hatte, war sie wirklich eine Frau und stolz darauf.

Das ist ja eine Form von Symbolisierung des Erwachsenwerdens. In unserer Gesellschaft gibt es auch solche Symbolisierungen, aber sie sind sehr viel schwächer ausgeprägt, mit weniger Leid verbunden – wenn man mal von einigen Prüfungsritualen absteht. Halten Sie es für einen Wert, den Übergang in neue Lebensabschnitte zu symbolisieren und zu ritualisieren?

Das ist für mich überhaupt nicht die Frage. Ich bewerte die andere Kultur gar nicht. Wir leben hier anders. Das bewerte ich auch nicht. Ich würde nie verlangen, dass wir hier so etwas ähnliches einführen. Aber ich denke auch, dass es wichtig ist, dass wir Respekt haben vor der anderen Kultur und nicht verlangen, dass sie sich nach unseren Vorstellungen ändert.

Bei „Sombo“, aber auch bei „Shirin“, ist uns etwas aufgefallen, das auch mit Initiation zu tun hat, aber mit der langwierigeren Initiation in der modernen Gesellschaft: Wir meinen Schule und Bildung, die für die Protagonistinnen Ihrer Bücher einen besonders hohen Stellenwert haben. Warum?

Ja, das ist einer der wichtigsten Wünsche, ein Traum der Kinder Afrikas: Bildung, in die Schule zu gehen. Sehr viele Kinder haben diese Möglichkeit nicht oder müssen darum kämpfen. Häufig scheitert der Schulbesuch daran, dass das Geld für die Schuluniform fehlt. In Sambia und auch in Tansania müssen die Kinder Schuluniformen tragen. Schulgebühren müssen bezahlt werden und dafür sind die Familien oftmals zu arm. Bei Sombo legt die ganze Familie zusammen, damit sie schließlich sogar auf die Oberschule gehen kann – in die Secondary School. Mir war es wichtig, den deutschen Lesern, Schülern und Schülerinnen, zu zeigen, dass bei den afrikanischen Kindern ein Wunsch nach Bildung besteht und wie sehr sie darum kämpfen müssen. Wie stolz und dankbar ist Sombo, als sie die schwarzen Schuhe von ihrem Vater bekommt, der seine Abneigung gegen die Missionare überwindet und bei ihnen die Schuhe besorgt! Das sind die Dinge, die ich mitgekriegt habe von Fabby, einem jungen Mädchen, das auf die Secondary School kam. Das Gleiche habe ich mit den Straßenkindern erlebt, die z.T. die Schule haben abbrechen müssen, nachdem ein Elternteil oder beide gestor-

ben waren oder das Schulgeld aus anderen Gründen nicht bezahlt werden konnte. Es gibt auch Straßenkinder, die nie zur Schule gegangen sind und die sagen: „*Ninataka kusoma*.“ Das heißt: „Ich wünsche lesen zu lernen“ und bedeutet gleichzeitig: „Ich möchte in die Schule gehen.“ Diese Kinder träumen davon, in die Schule geschickt zu werden. Und wenn wir sie durch das Straßenkinderprojekt, in dem ich mitarbeite, in die Schule schicken, können wir sehen, wie sehr sie sich bemühen und wie hoch motiviert sie sind.

Wie nehmen das denn die deutschen Kinder auf, die Ihre Bücher lesen? Die haben ja vielleicht eine andere Einstellung zur Schule, empfinden sie möglicherweise eher als Belastung. Können die sich in den Bildungswillen der afrikanischen Kinder hineinversetzen?

Und wie! Ich habe jetzt wieder Lesungen in 6., 7. und 9. Klassen gehabt. Ich muss sagen, ich bin jedes Mal von den Kindern beeindruckt, wenn ich Lesungen hier in Deutschland mache. Die Kinder sind sehr offen und sie haben großes Verständnis. Wenn ich ihnen von dem Wunsch der afrikanischen Kinder erzähle, in die Schule zu gehen, dann sage ich auch: „Es kann sein, dass ihr es manchmal blöd findet, in die Schule gehen zu müssen und ihr am liebsten zu Hause bleiben möchtet, aber wie ist das in Wirklichkeit?“ Dann antworten die Kinder fast immer: „Ohne Schule möchte ich auch nicht sein.“ Sie können das nachvollziehen.

Dürfen wir etwas fragen zur Art des Schreibens bei „Sombo“? Es war Ihr erstes Buch und es hat sofort einen sehr einheitlichen Stil. Sie greifen typische Szenen heraus und schildern sie aufs Wesentliche reduziert – einfach, aber nicht vereinfacht –, bringen dabei auch immer die Reaktion des Mädchens mit zur Sprache: was sie denkt, was sie fühlt. Hat Ihnen jemand dabei geholfen? Hat Hans-Joachim Gelberg Ihnen Briefe mit Ratschlägen geschickt oder hat sich das beim Schreiben von selbst so ergeben?

Ich bekam von Hans-Joachim Gelberg keine Briefe mit Ratschlägen, aber solche, die mir den Mut zum Schreiben gaben. Einmal schickte er ein Buch von Arnulf Zitelmann. Er meinte, ich würde ähnlich schreiben, und spornte mich wieder einmal an, ein ganzes Buch zu schreiben und nicht nur so kleine Sachen.

Stand es für Sie sofort fest, zu Beltz und Gelberg zu gehen, oder hätte es damals auch noch andere Möglichkeiten gegeben?

Nein, es war Glück. Ich habe Hans-Joachim Gelberg meine kleinen Gedichte geschickt, die dann in einem Jahrbuch erschienen sind. Später habe ich eine kleine Geschichte geschrieben, nämlich „Jan kommt aus Deutschland“, die ebenfalls in einem der Jahrbücher erschien. Das ist die Geschichte eines deutschen Jungen, der mit seiner Familie nach Tansania geht und sich dort wohl fühlt. Im Grunde ist das die Geschichte meiner Tochter, die dieses Land liebt und Gott sei dank auch wieder in Tansania ist. Aber wir als Familie haben das Land auch mal wieder verlassen müssen. Wir sind dann nach drei Jahren das erste Mal wieder nach Deutschland zurückgekommen und für unsere Tochter war die Trennung von den Freunden ganz schwierig. So habe ich etwas von ihrer Geschichte erzählt. Sie handelt von einem deutschen Kind, das die Fremdheit in Afrika erlebt, sich dort einlebt und dann mit der deutschen Familie nach Deutschland zurückkommt. Jan, der seine Kindheit in Afrika verbracht hat, wird in Deutschland mit Ausländerfeindlichkeit konfrontiert, die sich gegen den afrikanischen Freund Paul richtet, der hier geboren und aufgewachsen ist.

3. „Juma“ und die Straßenkinder von Dar es Salaam

Berichten Sie doch auch über die Entstehung Ihres jüngsten Buches „Juma“, aus dem Sie uns ja dann einige Passagen lesen werden.

Als ich das zweite Mal nach Tansania kam, das war Ende 1993, da bin ich in die größte Stadt Tansanias gezogen, das ist Dar es Salaam. Dort fielen mir sofort die Kinder auf, die auf der Straße an den Ampeln und auf den Verkehrsinseln stehen und betteln. Ich konnte mich nicht erinnern, 1983, also 10 Jahre vorher, in Tansania auch schon Straßenkinder gesehen zu haben. Ich bekam dann Kontakt zu einem Straßenkinderprojekt und einer der Mitarbeiter hatte erfahren, dass ich in Sambia Märchen gesammelt hatte. Diese Texte sind veröffentlicht in dem Band „Kalulu und andere afrikanische Märchen“. Der Mitarbeiter fragte mich, ob ich nicht zu dem Zentrum des Straßenkinder-Projekts kommen könne, um dort den Kindern die Märchen vorzulesen oder zu erzählen. Ich fand die Idee aus verschiedenen Gründen schön: In meinem

letzten Jahr in Deutschland – 1993 – hatte ich deutschen Kindern die afrikanischen Märchen erzählt. Und nun brachte ich sie nach Afrika zurück und sollte sie afrikanischen Kindern erzählen. Viele der Geschichten handeln von dem kleinen Hasen Kalulu, der sich mit List und Tücke durch das Leben schlägt und sich immer und überall durchsetzt. Nun hatte er sich wieder durchgesetzt und sich wieder einmal als Weltreisender gezeigt. Und ich freute mich vor allem darüber, dass ich den Straßenkindern von ihm erzählen würde. Ich übersetzte die ersten drei Märchen in Kiswaheli und fuhr zu diesem Zentrum. Die Kinder warteten schon auf mich auf einer großen, mit Wellblech überdachten Terrasse. Das ist der Platz, auf dem mittlerweile bis zu 80 Kinder nachts schlafen. Tagsüber kommen Kinder, um medizinisch betreut zu werden oder Essen und Kleidung zu erhalten. Das Zentrum hatte zum Zeitpunkt meiner Märchenlesung gerade mit der Arbeit angefangen – im Januar 1994 – und im Februar kam ich dazu. Alles war noch in den Anfängen, wie z. B. die Versorgung und Ernährung der Kinder und Jugendlichen. Es hatte ursprünglich kein Shelter-Programm, also kein Übernachtungsprogramm, sondern nur Versorgungsprogramme für den Tag. Doch bald baten die ersten Kinder: „Können wir hier schlafen? Wir haben Angst auf der Straße zu schlafen.“ Als die Mitarbeiter das der ersten Gruppe von Kindern erlaubten, ist die Zahl immer mehr gewachsen. Und nun saßen die Kinder auf der Terrasse auf dem Boden, warteten auf mich und auf die Märchen. Und ich hatte Kekse mitgenommen. Ich stellte mich ihnen vor und fragte: „Könnt ihr euch an Märchen erinnern, die euch erzählt wurden? Wer hat sie euch erzählt?“ Und damit fing meine Arbeit im Zentrum an: Die Kinder erinnerten sich an die Menschen, die ihnen Märchen erzählt hatten, an die Zeit, als sie noch ein Zuhause hatten, an die Familie und an die Märchen. Und sie fingen an diese Märchen zu erzählen. Ich ging jede Woche in das Zentrum, brachte ihnen Märchen und Kekse mit. Die Kinder hörten sich die Märchen an, wollten aber auch selber ihre Märchen erzählen. Irgendwann fiel mir auf, dass die Märchen der Kinder meistens sehr grausam waren und sehr häufig von der Gewalt Erwachsener gegenüber Kindern handelten. Mit der Zeit habe ich dann verstanden, dass sie mit den Märchen eigentlich ihre eigenen Geschichten erzählten. Nach den Märchenstunden kamen einzelne Kinder auf mich zu und erzählten mir, was mit ihnen passiert war, warum sie auf der Straße lebten. Später habe ich ein Märchenbuch in Kiswaheli mitgebracht und daraus vorgelesen. „Wer von euch kann denn lesen, wer möchte Märchen lesen?“, habe ich gefragt. Da meldeten sich einige und sie lasen vor. Manche konnten fließend vorlesen, andere aber langsam und stockend. Da fingen die anderen an zu lachen und sie meinten, er solle aufhören. Da habe ich einzelne Kinder gefragt:

„Warum lachst du?“

„Der kann ja gar nicht lesen, lies du jetzt.“

Danach habe ich gefragt: „Kannst du denn lesen?“ „Nein.“

„Möchtest du denn lesen können?“ „Ja.“

Und so kam es, dass die Kinder immer öfter sagten: „*Ninataka kusoma!*. Ich will in die Schule!“ Und für uns klang das wie „Tut etwas für uns!“ Wir haben dann angefangen selbst Unterricht zu geben und dann haben wir die ersten Kinder eingeschult. Unter diesen Kindern gab es dann die ersten Drop-outs, weil die Situation in diesem Zentrum nicht optimal für Schulkinder war. Wir waren ja noch in den Anfängen. Wir hatten nicht genug Essen für sie; an manchen Tagen bekamen wir am späteren Nachmittag Lebensmittel von Hotels angeliefert. Bis wir das Essen gekocht hatten, war es ziemlich spät. In Dar es Salaam gab es oft Stromausfälle. Dann arbeitete die Pumpe nicht und wir hatten kein Wasser. Aber die Kinder mussten ja morgens früh in die Schule und hatten kein Frühstück, konnten sich nicht waschen, konnten ihre Schuluniform nicht waschen, schliefen dann im Unterricht ein, bei Klassengrößen bis zu 100 oder mehr Kindern. Ja, und dann gaben die ersten Kinder auf. Wir im Zentrum haben daraus gelernt, Schritt für Schritt vorzugehen. Inzwischen haben wir ein Wohnheim, finanziert von der deutschen Entwicklungshilfe, in dem 30 Schulkinder leben. Acht von ihnen haben dieses Jahr die Schule beendet. Die Kinder haben sich alle sehr gut gemacht, sie sind hochmotiviert und sie können wieder lachen. Im Zentrum haben wir eine weitere Gruppe von 30 Kindern, die zur Schule gehen. Wir versuchen noch andere Räume zu schaffen, in denen die Kinder leben können. Ja, und während dieser Arbeit mit den Straßenkindern ist das „Juma-Buch“ entstanden. Ich bin sehr viel mit den Kindern zusammen gewesen und bin immer noch mit ihnen zusammen. Mittlerweile bin ich im Vorstand dieser Organisation und unterstütze noch weitere Straßenkinderprojekte. Kinder, die das Buch gelesen haben, schreiben mir, und so habe ich

inzwischen Brieffreundschaften zwischen den Straßenkindern und deutschen Schulkindern hier mit initiieren können. Und jetzt lese ich Ihnen aus dem „Juma-Buch“ vor.

(Nasrin Siege liest aus: „Juma. Ein Straßenkind aus Tansania“, Weinheim: Beltz 1998, Kapitel 1, S. 5–7; Kapitel 2, S. 16f.; Kapitel 7, S. 46–48; Kapitel 8, S. 54–57; Kapitel 9, S. 60–62.)

4. Fragen aus dem Publikum

„Juma“ ist ja eine sehr traurige Geschichte, in der viel Leid geschildert wird. Ist das für Kinder nicht eine zu belastende Lektüre?

Ich würde sagen, dass man diese Geschichte nicht einem zu jungen Kind zum Lesen geben sollte. Oder wenn, dann sollte man das Buch gemeinsam lesen. Gelesen wird es in Schulen in den sechsten oder siebten Klassen. Mit dieser Altersstufe habe ich sehr gute Erfahrungen gemacht. Manchmal bekomme ich Post von Schulklassen, in denen sie mir mitteilen, dass sie Basare veranstalten und Kuchen verkaufen wollen, um Geld für die Straßenkinder zu sammeln. Die Kinder fühlen sich offenbar durch das Buch angesprochen und wollen sich engagieren. Wenn ich Bücher für Kinder schreibe, versuche ich die Realität zu beschreiben, aber so, dass diese sie nicht nur abschreckt. Ich finde das ganz wichtig, denn mir geht es darum, dass meine Leserinnen und Leser diese andere Welt in ihrer Härte kennen und verstehen lernen, dass dadurch Nähe zu Menschen wie Sombo und Juma entsteht und Solidarität.

Versetzen Sie sich beim Schreiben in kindliches Fühlen und Denken? Ist das einer Erwachsenen überhaupt möglich?

Ich versuche mich in die Kinderwelt hineinzusetzen und die Welt – soweit ich das als Autorin kann – mit den Augen des Kindes wahrzunehmen. Das kann ich, wenn ich in einem sehr engen Kontakt mit Kindern lebe. Außerdem sind wir ja alle Kinder gewesen, und wenn wir uns bemühen, unsere eigene Kindheit nicht zu vergessen, dann können wir auch die Welt der Kinder beschreiben.

Sie schreiben sehr viel in der Ich-Form. Sie sind auch psychologisch geschult. Ist das tatsächlich nur ein Kinder-Ich, das da spricht? Im Prinzip schreiben Sie ja als erwachsene Autorin. Ich denke schon, dass Sie manchmal auch aus Erwachsenensicht schreiben. Können Sie das genauer erläutern: Gibt es Überarbeitungsstufen bei den Texten oder verbinden Sie sofort Kinder- und Erwachsenensicht?

Ich als Nasrin Siege fließe natürlich auch immer in die Texte mit ein, aber ich kann da nicht bewusst trennen. Ich kann nicht sagen: Das bin ich und das ist jetzt der Juma. Während des Schreibens bin ich in der Geschichte drin, dann bin ich eigentlich auch dieser Juma. Ich erlebe schreibend die Situation auf der Straße, die Juma in der Geschichte erlebt. Natürlich wird dies auch sehr stark beeinflusst von dem, was ich auf der Straße tatsächlich gesehen oder miterlebt habe. Dadurch kommt ja auch dieses Erlebnis auf das Papier. Es ist aber schwierig für mich zu sagen, an welcher Stelle ich mich als Autorin einbringe. Ich weiß nicht, ob ich mich verständlich ausgedrückt habe.

Ich denke schon. Es wird deutlich, dass zum Beispiel Juma auch um die Hintergründe und das Umfeld seiner Erlebnisse weiß und das führe ich auf Sie zurück. Er beschreibt seine Erlebnisse so, dass man schon die Richtung erahnt, in die sich die Geschichte entwickeln wird. Darin liegt vielleicht das Positive der Erzählung. Bei allem, was Juma an Unbehagen und Schlägen und Gewalt erlebt, ist immer noch die Perspektive gegenwärtig, dass das nur ein Teil seiner Geschichte, aber nicht die ganze Geschichte ist. Das würde ich jetzt auf Sie zurückführen, genauer: auf Ihr Erwachsenen-Ich, das beim Schreiben von Texten wie „Juma“ im Hintergrund immer präsent ist. Wenn ein Kind das ohne die übergreifende Perspektive beschreiben würde, dann würde es durch Gewalt und Elend überwältigt – vorausgesetzt, ein Kind könnte überhaupt so schreiben.

Ja, das stimmt und das trifft sich wieder mit der Antwort auf Ihre vorherige Frage, dass ich nämlich versuche Realität zu beschreiben ohne abzuschrecken.

Die Straßenkinder in Mittelamerika haben das Drogenproblem, ich weiß nicht, wie das in Afrika ist. Spielen da Drogen eine große Rolle? Zweite Frage: Gibt es schwarze Kinder, die das Lesen und Schreiben gelernt haben und die selbst über ihre Situation geschrieben haben?

Zur zweiten Frage: Ich habe von Straßenkindern aus Kenia gehört, die ihre Geschichten aufgeschrieben haben. Das soll in Niederländisch erschienen sein und ich habe das Buch nie bekommen, ich hätte mir das gerne angeschaut. Es muss vor Jahren passiert sein, weil es das Straßenkinderproblem in Kenia schon seit über 20 Jahren gibt. Zur ersten Frage: Das Drogenproblem gibt es auch in Tansania. Die Kinder rauchen Bangi, das ist Marihuana, es heißt auch, dass sie stärkere Drogen nehmen und auch als Dealer eingesetzt werden. Als ich in dem Projekt angefangen habe zu arbeiten, da sah ich häufig Kinder mit Plastikfläschchen, die Kleister und Lösungsmittel enthielten. Das haben irgendwelche cleveren Geschäftsleute an die Kinder verkauft und daran schnüffelten sie. Ich habe seit Jahren keine Kinder im Umkreis des Projekts „schnüffeln“ sehen. Das haben wir wirklich aus der Welt geschafft, Gott sei Dank. Mit dem Bangi, also mit dem Marihuana, da gibt es immer noch das Problem, wenn auch nicht im Zentrum, denn da sind Drogen natürlich verboten. Straßenkinderprojekte schaffen es auch nicht, alle gefährdeten Kinder aufzufangen. Gerade die, die Drogen nehmen, bleiben häufig auf der Straße. Drogenkonsum führt zu Gewalt und Kriminalität und viele dieser Kinder landen irgendwann im Kinderuntersuchungsgefängnis oder im Gefängnis für Erwachsene. Die Überlebenschance für diese Jugendlichen ist nicht sehr groß. Sie sind unterernährt und leiden an Krankheiten. Irgendwann werden sie auf der Straße beim Stehlen erwischt und es kann passieren, dass sie an Ort und Stelle zu Tode geprügelt werden. Das habe ich in „Juma“ so deutlich nicht geschrieben, nur in einer Szene angedeutet.

Waren Sie als Kind so selbstständig wie Ihre Heldin Shirin in dem gleichnamigen Buch, die sich auf eigene Faust eine neue Schule sucht? Waren Sie so tolerant und verständnisvoll gegenüber der anderen Kultur wie Shirin?

Also diese Geschichte mit dem Schulwechsel, da war ich noch selbstständiger, als es in dem Buch steht. Meine Lektorin hatte mir gesagt, den authentischen Sachverhalt glaube kein Mensch, ich solle die Szene anders darstellen. In Wahrheit war es so, dass ich von der einen Schule in die andere gegangen bin und mich umgeschult habe. Das wurde akzeptiert. Ich war eine Woche in der neuen Schule und merkte dann, dass es mir dort auch nicht so gut gefiel. Also bin ich wieder in die andere Schule zurückgegangen. Dort hat mich keiner gefragt, wo ich denn die Woche über gewesen war. Im Buch stelle ich das so dar, dass nachgefragt wurde und die Lehrer doch mitbekamen, was Shirin da unternommen hatte. Die Wahrheit aber war etwas anders als im Buch.

Was heißt Toleranz? Toleranz lernen wir, jeder von uns. Wir befinden uns alle in einem Prozess und von einem kleinen Mädchen von neun Jahren kann ich nicht erwarten, dass sie tolerant ist, einfach so von Natur aus. Sie muss sich an den Widersprüchen, in denen sie groß wird, in Toleranz üben, ihren Umgang mit Menschen üben. So ist es auch bei Shirin. Ich habe Shirin so dargestellt, dass sie die Welt, in der sie lebt, beobachtet und zu verstehen versucht. Manches ist ihr unverständlich, aber manches findet sie auch ganz toll und möchte es übernehmen. In mancher Hinsicht aber ist sie sich über ihre Haltung noch nicht so richtig klar.

Was war Ihnen an der deutschen Kultur unverständlich? Können Sie sich an Situationen erinnern?

Einiges ist in „Shirin“ beschrieben, was mir das Verständnis der Deutschen schwer gemacht hat, zum Beispiel die Frau des Schuhmachers mit der Nummer auf dem Arm. Da habe ich keine Antworten bekommen von meiner deutschen Umwelt. Oder die Geschichtslehrerin, die im Unterricht sagte, Hitler sei gar nicht so schlecht gewesen. Er habe die Autobahnen gebaut und es seien gar nicht so viele Juden gewesen, die von ihm umgebracht worden seien. Ich verstand nichts von dem, was sie sagte, und niemand konnte oder wollte mir erklären, was sie damit gemeint hatte. Ich verstand nicht, warum der Bau von Autobahnen den Mord an Menschen aufwiegen sollte. Jeder Deutsche, den ich über Hitler befragte, wich mir aus, und so wusste ich lange wenig von der Nazizeit, die gerade erst 15 Jahre zurücklag. Ich spürte aber, dass in Deutschland etwas passiert war, worüber niemand sprechen wollte, und dass ich besser keine Fragen darüber stellen sollte.

Was mir an der deutschen Kultur unverständlich war? Vieles: Angefangen bei den Festen bis zu der Art des Umgangs miteinander. Iraner sind bekannt für ihre Gastfreundschaft und es war schwer für uns alle – vor allem aber für meine Mutter –, die distanzierte Kühle vieler Deutscher zu verstehen, denen wir begegneten. Und dann gibt es natürlich auch lustige Sachen, die wir groß gewordenen Kinder uns erzählen. Wenn uns zum Beispiel Bonbons angeboten wurden, dann verhielten wir uns so, wie wir es gelernt hatten: Wir sagten erst einmal

persisch-höflich „Nein, danke“, um beim zweiten Mal auch noch höflich abzulehnen und erst beim dritten Mal zuzugreifen. Ja, und in Deutschland mussten wir lernen, gleich „Ja, danke!“ zu sagen, wenn wir wirklich ein Bonbon haben wollten. So lernten wir, dass wir keine Umwege gehen durften, wenn wir wussten, was wir wollten.

Was hat Sie dazu bewegt, für Kinder zu schreiben?

Ich liebe Kinder und fühle mich ihnen sehr nah. Ich beobachte Kinder unheimlich gerne, höre ihnen gerne zu, wie sie miteinander reden und miteinander spielen. Ich spiele gerne mit Kindern, lese ihnen gerne vor und ich fühle mich oft so, als sei ich noch ein Kind. Kinderbücher sind wichtig für mich, weil ich mich den Kindern mitteilen möchte. Was die Kinder jetzt von mir lesen, können sie später in ihr Erwachsenenleben mitnehmen. Trotzdem habe ich mir, wie gesagt, vorgenommen irgendwann einmal etwas für Erwachsene zu schreiben. Meine Märchen und Kurzgeschichten in „Der Tag des Regenbogens“ sind da ja schon ein kleiner Anfang.

Sie schreiben ja deutsch. Werden Ihre Bücher nur in Deutschland veröffentlicht?

Die beiden Verlage, in denen meine Bücher erschienen sind, sind deutsche Verlage, deren Bücher natürlich in deutschsprachigen Ländern zu lesen sind. Das erste Buch „Sombo“ wurde ins Japanische, Niederländische und Griechische übersetzt und von den anderen Büchern gibt es bis jetzt noch keine Übersetzungen. Es ist schade, dass die Geschichten, die in Afrika spielen, nicht ins Englische übersetzt sind, weil sie dann nicht von den Menschen gelesen werden können, von denen sie handeln.

Gibt es denn afrikanische Kinder- und Jugendliteratur, die ähnliche Themen bearbeitet, oder wäre das auch etwas ganz Neues, wenn Ihre Bücher dort durch Übersetzungen bekannt würden?

In Südafrika gibt es eine ganze Reihe von Büchern dieser Art. In Tansania lesen die Menschen wahnsinnig gern, haben aber nicht das Geld um Bücher zu kaufen. Selbst Zeitungen sind zu teuer für sie. Ein typisches Bild in Tansania ist, dass die Leute morgens um den Zeitungsstand herumstehen und herumgehen, um verstohlen in den ausgebreiteten Zeitungen zu lesen. Und wenn einer eine Zeitung kauft, wird sie garantiert von zehn anderen Leuten auch noch gelesen. Es gibt einfach nicht genug Geld für Bücher, es werden auch nicht genügend Bücher hergestellt, und wenn, dann sind es kleine dünne Heftchen mit einzelnen Geschichten. Bücher nach unserer Vorstellung gibt es in Tansania kaum. Es gibt zwar englische Bücher afrikanischer Autoren, aber die sind zu teuer für die meisten Afrikaner und das sind selten Kinderbücher. Also das wäre schon etwas Besonderes, wenn meine Bücher in Kiswahili oder Englisch veröffentlicht würden. Von meinen Märchen aus dem Kalulu-Buch hat das Tansania-Publishing-House 21 in Kiswahili übersetzen lassen. Leider hat das Tansania-Publishing-House bis jetzt noch nicht das Geld gehabt, um das Märchenbuch zu veröffentlichen.

5. Afrikanische Märchen: Herkunft und ‚Wanderschaft‘ von Figuren und Motiven

Kommen wir doch zum Schluss auf Ihre Märchen zu sprechen. Sie haben vorhin erzählt, wie Sie den Kindern in Dar es Salaam Märchen erzählt haben. Auch in Ihrem „Sombo“-Buch kommen immer wieder solche Erzählsituationen vor, sodass man das Gefühl bekommt, es gebe in Afrika eine lebendige mündliche Erzähltradition. Haben Sie die Märchen, die Sie gesammelt haben, auch in solchen mündlichen Erzählsituationen gehört und dann niedergeschrieben oder hatten sie noch andere Quellen? Wie ist das vor sich gegangen, das Sammeln dieser afrikanischen Märchen?

Da es, wie gesagt, in Afrika wenig Bücher gibt, werden die Geschichten einfach durch das Erzählen weitergegeben. Und mit jedem Erzähler verändert sich natürlich auch die Geschichte. Die Erzählsituationen sind dadurch geprägt, dass die verschiedenen Zuhörer sich anders an die Geschichte erinnern, als sie sie gerade erzählt bekommen, und dadurch ist die Erzählsituation selbst sehr lebendig. Da wird diskutiert, auch mal vielleicht ein bisschen gestritten. Die ersten Märchen, die „Kalulu“-Märchen, bekam ich durch meine Kinder zu hören, die sie von ihren afrikanischen Freunden hatten. Mein kleiner, dreijähriger Sohn erzählte mir immer von einem Kalulu, der sei ja so frech. Ich habe dann immer gedacht, das sei irgendeiner der Freunde, bis er mir mal erzählte, das sei ein Hase. So habe ich von dieser Märchenfigur erfahren, vom frechen Hasen Kalulu. Ich habe mir dann selber Märchen erzählen lassen, um mehr

von diesem Hasen zu erfahren. Die ersten Märchen habe ich mir von Leuten erzählen lassen, die bei uns in der Nähe wohnten. Später, wenn ich in die umliegenden Dörfer gefahren bin, um z.B. Kartoffeln zu kaufen, habe ich mir dann auch Märchen erzählen lassen. Die Erzählsituation selbst war sehr schön. Ich habe die Märchen ja gar nicht verstanden und musste sie mir übersetzen lassen. Aber irgendwann wurde es mir lästig, die Situation dadurch zu stören. Die Märchen-Erzählsituation selbst einfach mal mitzuerleben, ist sehr schön. Man sieht ein Huhn plötzlich durch das Dorf gackernd davonrennen und das Märchen geht weiter, ein Baby schreit, die Mutter nimmt es und wiegt es und das Märchen geht weiter, ein Zuhörer spielt plötzlich eine Szene aus dem Märchen vor, alle lachen und das Märchen geht weiter. Das ist einfach so lebendig und so schön gewesen, dass ich bei vielen Gelegenheiten ohne Märchen nach Hause kam, aber eben mit diesem Erlebnis. Als ich für den zweiten „Sombo“-Band recherchiert habe, bin ich zur Secondary School gegangen, auf die Fabby ging, die junge Oberschülerin, von der ich vorhin schon erzählt habe. Ich bin für eine Woche in diese Schule gegangen und habe die Schul-Welt erlebt und Gespräche mit Fabby, den anderen Mädchen und den Lehrern geführt. Die Kinder waren sehr erfreut über meinen Besuch, weil zu meinen Ehren eine Kuh geschlachtet wurde und sie endlich einmal wieder Fleisch zu essen bekamen. Schließlich habe ich die Kinder gebeten, für mich Märchen niederzuschreiben, an die sie sich erinnerten. Und das haben sie dann auch gemacht. Ich bekam relativ viele Märchen zugeschickt. Einige davon habe ich dann ins Deutsche übersetzt. – Ja, durch all diese Sammel-Aktivitäten entstand das Märchenbuch „Kalulu und andere afrikanische Märchen“.

Die Texte sind ja aus einem mehrfachen Übersetzungsprozess hervorgegangen. Einmal wurden die Geschichten aus einer anderen Sprache, zum Teil aus dem Englischen, ins Deutsche übertragen ...

Erst mal ins Englische und dann aus dem Englischen ins Deutsche.

... und dann kommt vielleicht noch die Übersetzung aus einem eher mündlich geprägten Erzählen in ein schriftliches Erzählen hinzu. Wie sehr haben Sie sich denn bemüht, die mündliche Erzählhaltung beizubehalten?

Das afrikanische Erzählen beruht auf vielen Wiederholungen und auf Details. Diese Züge wollte ich bewahren, aber so, dass der europäische Leser nicht die Geduld verliert. Denn das geht mir selbst oft so, wenn ich afrikanische Märchenbücher lese und diese Wiederholungen vorfinde. Ich habe versucht, diese Atmosphäre des Wiederholens spürbar werden zu lassen, aber nicht in dem Ausmaß, dass man beim Lesen aufgibt.

Das Prinzip der Wiederholung kennt man ja auch aus europäischen Märchen. Aber dort ist es in einem bestimmten Maß reguliert, meist als dreifache Wiederholung. Beim Lesen der afrikanischen Märchen war uns auch einiges andere noch vertraut, einige Stoffe und Motive. Hier und da fühlt man sich an die Grimmschen Wichtelmännchenmärchen oder an Schneewittchen erinnert. Wo liegen denn die Ähnlichkeiten, aber auch die Unterschiede zwischen afrikanischen und europäischen Märchen?

Soll ich Ihnen das afrikanische Schneewittchen mal vorlesen und dann schauen wir mal, wo da die Unterschiede sind, ja? Ich muss erst mal das Schneewittchen finden. Also es ist ein ausgefallenes Märchen, das wirklich von Schneewittchen beeinflusst ist. Solche Märchen gibt es eben auch in Afrika und da fragt man sich natürlich, wie das kommt. Und das können wir vielleicht auch gemeinsam rausfinden.

(Nasrin Siege liest aus: „Kalulu und andere afrikanische Märchen“, Frankfurt/M.: Brandes & Apsel 1993, S. 55f., „Die Frau aus dem Ei“.)

Bei dieser Geschichte frage ich mich, wie das Schneewittchen-Motiv nach Afrika gekommen ist. Wahrscheinlich durch die weißen Missionare, und aus der Mischung mit afrikanischen Motiven ist eben dieses Märchen entstanden. Das finde ich auch wieder faszinierend, wie Märchen wandern und wie sie sich verändern und vermischen. Faszinierend ist für mich auch der Hase Kalulu, der „Weltreisende“. Vielleicht kann ich ja dazu noch etwas erzählen? Kalulu ist ein frecher trickreicher Hase, bekannt in Tansania unter dem Namen Sungura. Bei meinem ersten Aufenthalt in Tansania lernte ich ihn bereits kennen, beachtete ihn aber nicht weiter. In Sambia wurde ich dann auf ihn aufmerksam durch den Namen Kalulu – ich fand den Namen toll – , aber auch durch meinen Sohn, der diesen neuen Freund entdeckt hatte, und mit ihm entdeckte ich Kalulu. Einmal traf ich einen amerikanischen Missionar, der zu mir sagte:

„Wusstest du, dass Kalulu der Urururgroßvater von Brer Rabbit und Bugs Bunny ist?“ Ich habe damals so gelacht! Bugs Bunny! Das fand ich doch zu komisch. Ich habe dann später in Frankfurt im Institut für Jugendbuchforschung einen Band von Joel Chandler Harris mit dem Titel „Uncle Remus‘ Stories“ gefunden. Harris hatte diese Geschichten als Kind auf der Farm seines Onkels von zwei alten Afrikanern erzählt bekommen und er hatte sie später als Erwachsener aufgeschrieben und veröffentlicht (1880), eingebunden in eine Rahmenhandlung, in der der schwarze Haussklave Uncle Remus dem kleinen Sohn seines Herrn lustige Brer-Rabbit-Stories erzählt: Geschichten vom kleinen, trickreichen, aber auch tapferen und mutigen Hasen, der es lernt, sich gegen Brer Fox und Brer Bear zu wehren. Ich fand bei Harris Geschichten, die ähnlich waren wie die Märchen aus Sambia, zum Beispiel die List des Hasen, der als Brer Rabbit wie auch als Kalulu seine Widersacher anweist, ihn statt auf einen Felsen in ein angeblich garantiert tödliches Dornengestrüpp oder in den garantiert tödlichen Sand zu werfen. Die Gegenspieler lassen sich überlisten und der Hase springt lebend davon. Oder: Kalulu wird gefangen, indem er an Baumgummi festklebt, und Brer Rabbit wird gefangen, indem er an einer Teerpuppe festklebt. Das Schönste war dann aber, dass ich ein weiteres Büchlein fand, von Martin Boelitz, mit dem Titel „Meister Lampes lustige Streiche und Abenteuer“, erschienen 1913. Martin Boelitz gibt darin an, die Geschichten von Harris übernommen zu haben. So hat dieser kleine afrikanische Hase schon 1913 deutsche Kinderstuben betreten und sie belebt, ohne dass jemand um seine afrikanische Herkunft wusste. Man kann annehmen, dass afrikanische Sklaven, die im 17. und 18. Jahrhundert in die englischen Kolonien nach Amerika gebracht wurden, die Kalulu-Märchen mit sich nahmen. Auf seiner Wanderschaft von Kontinent zu Kontinent und im Laufe der Zeit hat er sich, ganz nach Kalulu-Art, angepasst und verändert. Es ist interessant, ihn in Afrika, zur Zeit der Sklaverei in Amerika, als frechen Bugs Bunny, als Meister Lampe und als immer höflicher werdenden Brer Rabbit in den neueren Büchern zu sehen. In Afrika gibt es den Hasen noch, wie er ursprünglich war. In den afrikanischen Geschichten kann er ziemlich brutal sein, sehr trickreich. Er geht auch wirklich das Risiko ein, dass andere zu Tode kommen, um selber überleben zu können. Kalulu erzählt immer noch von dem Leben der Menschen in den Dörfern, im Busch, von dem alltäglichen Kampf ums Überleben. Deswegen ist er auch heute noch so lebendig und die Menschen in Afrika erzählen sich immer noch gerne Geschichten von ihm.

Von Tatjana Jesch bearbeitete und von Nasrin Siege durchgesehene Fassung des Gesprächs